

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 129 (1961)
Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 14. SEPTEMBER 1961

VERLAG RÄBER & CIE. AG., LUZERN

129. JAHRGANG NR. 37

Ronald Knox

DER NEWMAN DES 20. JAHRHUNDERTS

Das England des 19. und 20. Jahrhunderts hat der Kirche zahlreiche und bedeutende Konvertiten geschenkt. Manche unter ihnen haben sich als Theologen, Schriftsteller oder Gelehrte internationales Ansehen erworben. Wer kennt nicht Namen wie Newman, Benson, Chesterton, Belloc und Waugh, um nur die bekanntesten unter ihnen anzuführen! Seit einigen Jahren macht im deutschen Sprachraum ein neuer Name von sich reden: Ronald Knox, ein Theologe und Schriftsteller, der sich den Vorgenannten ebenbürtig anschließt. In England freilich ist der im Jahre 1957 Verewigte längst kein Unbekannter mehr. Father Knox steht seit langem bei Katholiken und Anglikanern im Ruf eines faszinierenden Schriftstellers. Sein außergewöhnlich vielseitiges Werk umfaßt Bücher theologischen und geschichtlichen Inhaltes, daneben eine Fülle von Gelegenheitsschriften und sogar Detektivgeschichten. Als seine bedeutendste Leistung gilt seine Übersetzung des ganzen Alten und Neuen Testaments, im Volk kurz die Knox-Bibel genannt, die bei katholischen und anglikanischen Fachgelehrten ungeteilte Anerkennung fand und heute als die modernste und schönste Bibelübersetzung in englischer Sprache gilt. Daneben war Knox einer der gesuchtesten Prediger Englands. Er gilt als ein Meister der englischen Prosa, als echter Brite liebt er Witz und Humor, aber auch Ironie und Satyre. Es fehlt nicht an Stimmen, die Mgr. Knox, dem spät kirchliche Anerkennung zuteil wurde, den Newman des 20. Jahrhunderts nennen und überzeugen sind, daß er wie sein berühmter Landsmann ebenfalls mit dem Kardinalspurpur ausgezeichnet worden wäre, hätte er länger gelebt. Ob der Vergleich berechtigt ist oder zu hoch greift, diese Frage ist wohl verfrüht. Fest steht jedenfalls heute schon, daß Ronald Knox zu jenen seltenen Geistern gehört, die keinen, der sich einmal in ihren Bann begeben hat, so bald wieder loslassen.

Im folgenden möchten wir unsere Leser mit dieser seltenen Persönlichkeit etwas näher bekanntmachen. Vor allem interessieren

uns die einzelnen Etappen des langen und leidvollen Weges, auf dem dieser kompromißlose Wahrheitssucher zur Kirche heimgefunden hat.

Ronald Knox wurde im Jahre 1888 als Sohn eines anglikanischen Geistlichen und jüngstes von sechs Kindern geboren. Der Vater wurde später Bischof von Coventry, dessen ehrwürdige gotische Kathedrale mitsamt der mittelalterlichen Stadt während des letzten Weltkrieges von Hitlers Bombern zerstört wurde; von Coventry wurde Bischof Knox nach Manchester berufen. Der Knabe wuchs in einer Atmosphäre echter, Verstand und Gemüt formender Gläubigkeit auf, er liebte die Hymnen und Lieder der anglikanischen Kirche und hielt sich gewissenhaft an ihre Vorschriften. Der Sitte und dem Herkommen gemäß erhielt der Student seine humanistische Ausbildung im berühmten Eton College bei Windsor, nachher zog er an die Universität Oxford. Seine besondere Neigung gehörte den klassischen Sprachen und der Literatur. Die traditions-erfüllte Welt von Oxford sollte für lange Zeit seine zweite Heimat werden; hier fühlte er sich geistig und religiös daheim. Nach dem Abschluß der Universitätsstudien bewarb er sich am Trinity College um die Stelle eines Fellow, was bei uns etwa der Stellung eines Privatdozenten entspricht.

Die geistige Aeneis

In Oxford wird Knox aus der problemlosen und selbstsicheren Religiosität seiner Jugendjahre herausgerissen; es beginnt seine über sieben Jahre sich hinziehende geistige Irrfahrt, die er in seinem autobiographischen Werk «Geistige Aeneis» schildert. Es begann damit, daß er sich der Oxfordbewegung anschloß. So kam er erstmals mit dem Katholizismus in Berührung und erhielt Einblick in seine Lehre und Liturgie. Er stellt Vergleiche an, sein kritischer Geist entdeckt die Schwächen des Anglikanismus, besonders beunruhigt ihn die Biegsamkeit der anglikanischen Lehre. Er beteiligt sich äußerst rege an theologischen Kontroversen

und wird mit der Zeit zu einem der Wortführer der katholisierenden Richtung im Anglikanismus. Er läßt manches am Katholizismus gelten, er hält ihn sogar für nützlich, jedoch nur in jenen Belangen, wo der Anglikanismus versagt. Trotz seiner fortschrittlichen Ideen ist aber Knox um diese Zeit noch durch und durch Anglikaner; sein Ziel ist der geistliche Stand. Das hindert ihn aber nicht, seinen eigenen Weg zu gehen. Als Diakon betet er sein Brevier lateinisch, statt der Zivilkleidung trägt er ständig die Soutane. Als Prediger findet er wenig Anklang, denn seine von der offiziellen Staatskirche abweichenden Ideen und Gewohnheiten machen ihn als Häretiker verdächtig.

Im Jahre 1912 empfängt Knox die Priesterweihe. Er liest täglich die Messe, hält sich aber dabei mehr an das römische Missale als an das anglikanische Prayer-Book. Es sollte nicht lange dauern, bis die innere Krise offen zum Ausbruch kam. Die Frage: Auf was für einer Autorität beruht die Religion? trat hart und unerbittlich vor seinen Geist. Seine theologischen Zweifel erhielten neue Nahrung durch die innern und äußern Krisen der anglikanischen Kirche. Von

AUS DEM INHALT

Ronald Knox

Wesentliches und Akzidentelles

«Irrtum oder Methode?»

Die letzten Tage des Staatsmannes
Camillo di Cavour

Ein Handbuch des evangelischen
Gottesdienstes

Ein «Nein» zu den Annäherungen
zwischen den Kirchen

Die Kirche im «Land der tausend
Seen»

Im Dienste der Seelsorge

Cursum consummaverunt

Neue Bücher

nachhaltiger Wirkung aber ist vor allem das Studium der Geschichte, das ihn die Reformation als ein Unglück erkennen läßt. Die Reformation erscheint ihm als der gewaltsame Bruch, der England von der Mutterkirche und ihrer rechtmäßigen Autorität losgetrennt hatte. Woher, so fragt er sich, nimmt die anglikanische Kirche ihre Autorität, ist er gültig geweiht, wem untersteht er als Geistlicher: dem Prayer-Book oder dem Bischof? Dem Prayer-Book sicher nicht, denn das hieße einen Menschen zum Sklaven eines Werkzeuges machen. Der Bischof aber ist der Diener der Krone und vom König oder der Königin abhängig. Das Problem der kirchlichen Autorität läßt den jungen Geistlichen nicht mehr zur Ruhe kommen. Einen Ausweg aus dem Dilemma sieht er vorläufig nur in der Anerkennung jener kirchlichen Vorschriften und Einrichtungen, die in der Kirche Englands um 1500 herum, vor ihrem Bruch mit Rom, in Kraft waren. Rom kann er noch nicht anerkennen, so hält er sich vorläufig an die allgemeinen Konzilien. In Predigten und Abhandlungen, die zum Teil Aufsehen erregen, setzt er sich mit den Fragen auseinander, die ihn bedrängen. Doch mehr als seinem Scharfsinn vertraut er der Erleuchtung von oben. Es gibt eine Zeit, wo er täglich sechs Stunden dem Gebet und der Betrachtung widmet. In einer Broschüre wirbt er für die Gründung eines ewigen Gebetsbundes; die Idee findet begeisterten Widerhall. Er kommt in Berührung mit katholischen Theologen, doch hält er Distanz von ihnen, er fürchtet, sie könnten ihn zu sich hinüberziehen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß ihm in seinem unentwegten Suchen nach Klarheit, nebst den Schriften von Kardinal Newman, die katholischen Romane des 1914 verstorbenen Robert Hugh Benson viel geholfen haben.

Die Krise trat in ihr entscheidendes Stadium, als sein Bruder, der gleich ihm anglikanischer Geistlicher geworden war, seine erste Messe feierte. Hören wir Knox selber, wie er uns seine seelische Verfassung schildert: «Wenn mein Zweifel, das Nagen in meinem Gewissen berechtigt war, so waren wir beide keine Priester; diese Messe war keine Messe, und die Hostie war nicht die rettende Hostie. Man hatte uns in eine Falle gelockt, wir waren verraten, betrogen. Wir pflügten die Wüste. Es gibt nichts Brutaleres als einen logischen Geist. Mein Verstand enthüllte mir den Spott, der in allem lag. Unter der Qual dieser Enthüllung war mein Geist jedem frommen Gedanken so fern, daß ich beim letzten Evangelium nur einen Fluch auf Heinrich VIII. zu formen vermochte. In dieser seelischen Verfassung ging ich die Hand des Neupriesters küssen.»

Er wollte die Gewißheit haben, daß die Kirche ihre Autorität von Gott hat und imstande ist, den Theologen zu befehlen, die von ihrer Lehre abweichen. Die Befürchtung, er sei nicht gültig geweiht und besitze in Wirklichkeit keine Jurisdiktion, veranlaßte ihn, das Beichtöhren und Predigen

Wesentliches und Akzidentelles

Wir leben in einer Zeit des Umbruchs. Diese Aussage ist nicht nur eine billige Phrase. Ein Umbruch zeigt sich tatsächlich auf den verschiedensten Gebieten: im politischen, sozialen, wirtschaftlichen, technischen und nicht zuletzt im religiös-kirchlichen Bereich. Letzterer interessiert uns hier am meisten. Mit Recht wird in Artikeln und Vorträgen darauf hingewiesen, daß die Kirche nicht nur statisch, sondern auch etwas eminent Dynamisches, ein lebendiger Organismus sei, worin das Leben des Heiligen Geistes pulsiert. Wo Leben ist, da gibt es Wachstum und Entfaltung, Spannungen und Entspannungen, Auseinandersetzung und Diskussion. Und die Menschen, die in den Lebensprozeß hineingestellt sind, werden je nach Charakter und Temperament eine verschiedene Einstellung haben zu dem, was um sie herum vor sich geht. Den einen verläuft die Entwicklung zu rasch, den andern zu langsam. Jedenfalls dürfen wir glücklich sein, die Kirche unter der Führung des Heiligen Geistes zu wissen, der alles zum Besten lenken wird. Diese Tatsache kann uns aber gleichwohl nicht davon dispensieren, mitten im Strom der Zeit mit klarem Blick die Orientierung zu suchen und zu bewahren. Wir alle haben nämlich im Ablauf der Ereignisse unsere Rolle zu spielen und sind gegenüber dem Spiel, das sich vor unseren Augen abrollt, nicht ohnmächtig und gelähmt.

Vor allem wollen wir uns daran erinnern, daß das neutestamentliche *evangelium regni*, die Botschaft vom Reiche, die wesentliche Wahrheit ist, um die alles kreisen muß und die sich immer gleich bleibt. Pau-

lus wurde nicht müde, Christus, den Gekreuzigten zu verkünden: Christus Jesus ist in die Welt gekommen, um die Sünder zu retten (1 Tim 1, 15). Das ist Kern und Stern des christlichen Glaubens, eine absolut unveränderliche Zentralwahrheit, die in unserem Bewußtsein fest verankert sein und bleiben muß. Gewiß, das *evangelium regni* muß immer wieder an konkrete Menschen einer ganz bestimmten Zeit und Situation herangetragen werden. Hinsichtlich der Art und Weise der Verkündigung, wobei wir unter «Verkündigung» nicht nur die Wortverkündigung im engeren Sinn verstehen, ist deshalb eine entsprechende Akkomodation angebracht und erforderlich. Doch ist diese Akkomodation stets akzidentell. Wir dürfen sie deshalb nie über das Wesentliche stellen und mit dem Wesentlichen verwechseln. Wird dieses Wesentliche nicht weit mehr als wünschenswert durch eine übersteigerte Problematik verdunkelt?

In der «Christlichen Kultur» vom 12. Mai 1961 («NZN» Nr. 110) hat Willi Lorenz unter dem Titel «Unsere Problemsüchtigkeit» einige hervorragende Gedanken veröffentlicht:

«Alles ist heutzutage problematisch geworden. Jedes Ding und jeder Begriff trüben von Problematik, die Ernährung nicht minder als die Ehe, Erziehung und Raketenflug, Moral und Poesie, Straßenverkehr und Viehzucht, Weltanschauung und Religion, Parlament und Politik, Malen und Musikmachen, Gedichteschreiben und Geldanlagen, Ost und West, Vergangenheit und Gegenwart und erst recht die Zukunft. Alles, alles ist problematisch.»

In der Übertragung auf das spezifisch kirchliche Gebiet müßten wir etwa sagen:

aufzugeben. Mit dem Zelebrieren der Messe hatte er schon bald nach der Ordination aufgehört.

Immer deutlicher erkannte er im Papsttum die erlösende Antwort auf seine quälenden Zweifel. Hatte nicht die englische Krone sich die Rechte des Papstes angemahnt? Die Autorität der Kirche, die Gewalten der Bischöfe und Priester mußten sich, sollten sie nicht leerer Schein sein, zurückführen lassen auf die mittelalterliche Kirche. Er erkennt, daß alle Anstrengungen, die die Menschen zu verschiedenen Zeiten machten, um einen Ersatz für die Fülle der Rechte Petri zu ersinnen, nur Zickzackwege sind, die schließlich ans gleiche Ziel gelangten, nämlich nach Rom. Aber noch hatte er nicht die Kraft, diesen letzten, entscheidenden Schritt zu tun. Es war Nacht in seinem Innern, doch der Morgen kündigte sich an. Er zieht sich in die Benediktinerabtei Farnborough in Hampshire zurück, um Exerzitien zu machen. Er liest Bossuets Schrift «Geschichte der Verschiedenheiten der protestantischen

Kirchen» und versenkt sich in die «Nachfolge Christi». «Das Reich war nun in Wirklichkeit nahe. Noch ehe die erste Woche ihr Ende erreichte, war mir bewußt, daß die Gnade gesiegt hatte.» Am 24. September 1917, am Fest Mariä von der Erlösung, wurde Ronald Knox in die katholische Kirche aufgenommen. Seine geistige Aeneis war zu Ende.

Der Konvertit studierte noch zwei Jahre Theologie. Im Jahre 1919 empfing er die Priesterweihe. Endlich hatte er festen Grund unter den Füßen; nun hatte er die Gewißheit, gültig geweiht zu sein, und wenn er predigte und Beichte hörte, tat er es mit der Autorität Christi und der Apostel. Er sah seine ihm von Gott zugedachte Lebensaufgabe darin, mit Wort und Schrift die Wahrheit zu verkünden und den Zweiflern und Suchern jene Gewißheit zu vermitteln, die er selber unter schweren innern Kämpfen errungen hatte. Seine Herkunft und hohe Kultur wiesen ihn zu den Gebildeten. Es schien fast selbstverständlich, daß er,

«Die traditionelle Philosophie und Theologie sind problematisch geworden, besonders die Moral und Exegese; problematisch sind unser Gottes- und Menschenbild, die Wortverkündigung, die Liturgie, die kirchliche Kunst, die sakrale Musik, die Gebets- und Andachtsformen, das Verhältnis zwischen den Konfessionen mit seinen Möglichkeiten und Grenzen. Alles, alles ist problematisch.» Wir reden hier nicht dem Ideal des «unproblematischen Menschen» das Wort. Doch möchten wir betonen, daß das Allzuviel des Problematisierens ungesund ist, indem wir nochmals Willi Lorenz zitieren:

«Dadurch geraten nämlich, wenn auch unbemerkt, die klaren Dinge der Schöpfung ins Zwielficht des Zweifels. Aus dem menschlichen Leben, das so schön sein könnte, wird eine angekränkelte Geschichte, die nur allzu oft ungut ausgeht.»

Die Leser sind mir bis hierher wohl mit verschiedenen Gefühlen gefolgt. Die einen werden mir zustimmen, die andern werden etwa sagen: «Ein Vertreter des konservativen Flügels meldet sich hier zum Wort. Es sind Äußerungen vom Studiertisch, ohne Bezug auf die ‚Praxis‘ geschrieben.» Das ist letztlich nicht sehr bedeutend. Das *evangelium regni*, die Botschaft vom Reich, die sich an alle Mühseligen und Beladenen richtet, ist im Munde des Herrn jedenfalls sehr einfach und gerade darum so wuchtig, sie hört sich keineswegs so problemschwanger an. Ich glaube, gerade wir Priester sollten uns wieder viel mehr den zentralen Geheimnissen des Glaubens zuwenden, sie betrachten, uns in sie vertiefen und die Theologie gründlich studieren. Manches Problem würde sich dann viel leichter lösen, wenn nicht gar als Pseudoproblem erweisen.

Besonders die jüngere und gelegentlich auch die «mittelalterliche» Generation im

Klerus sieht sich des öftern gleichsam von Problemen eingekreist. Die wünschenswerte und notwendige Verbindung mit der Gotteswissenschaft ist vielleicht nicht immer gegeben. Dafür macht man in moderner Kunst und Liturgizismus. Man glaubt, die Kirche Gottes einem neuen Frühling entgegenzuführen, wenn man, entgegen den eindeutigen kirchlichen Bestimmungen, die *preces leoninae* abschafft. Die Beseitigung des Biretts wird zum *actus heroicus*. Monatelang «ringt» man — der Ausdruck ist tatsächlich gefallen — um einen neu anzu-schaffenden Kelch und erwartet von gewissen Formen der Paramentik einen riesigen Aufschwung der Pastoration. Die Devotionsbeichte wird gering geschätzt, weil der Gerichtscharakter des Bußsakramentes dabei zu wenig zur Geltung komme. Der Jugend glaubt man zu imponieren durch vernichtende Urteile über eine wohl nicht ganz richtig verstandene Tradition. Das Rosenkranzgebet ist für sie angeblich ungeeignet. Die *celebratio versus populum*

sollte nach manchen Herren beinahe Wunder wirken. Sie bedauern, daß die kirchlichen Vorgesetzten wegen ihres Alters noch nicht «so weit sind» und erleben die «Spannung zwischen Freiheit und Autorität». Opfertgänge gelten mehr als Dank-sagung nach Messe und Kommunion.

Wir sehen: Es stellen sich da Probleme über Probleme. Wie daraus herauskommen? Es gibt eine Lösung. Denken wir mehr, denken wir vor allem an das *evangelium regni*, an das *unum necessarium*. Der Blick darauf wird nicht jede echte Problematik und den gottgewollten Seelsorgeifer zu-nichte machen. Sie sollen auch durch die obigen, etwas humorvoll vorgetragenen Beispiele keineswegs bagatellisiert werden. Doch wird der Blick auf die Botschaft vom Reiche es uns ermöglichen, im problematischen Fluß der Zeit die Akzente richtig zu setzen, Akzidentelles und Wesentliches zu unterscheiden und dieses auf keinen Fall preiszugeben. Das ist letztlich das Entscheidende.

Gion Darms, Schwyz, Maria-Hilf

«Irrtum oder Methode?»

FREUNDSCHAFTLICHER BRIEF EINES KIRCHENMUSIKERS

Hochwürdiger, lieber Gustav!

Worte sind immer mehrdeutig; besonders, wenn wir beschränkte Menschen uns kurz fassen wollen. Es tat mir deshalb leid, als mir ein Laie Deinen Artikel vom 24. August 1961 in der «SKZ» (Nr. 34) unter die Nase hielt. Aber weil's Du bist, möchte ich antworten. Leid tut mir nämlich, daß nun auch Du beginnst, so viel Übel in *liturgicis* uns Kirchenmusikern zuzuschreiben. Aber eben, weißt Du: «Die halben Wahrheiten sind die gefährlichsten Irrtümer!» Halbe Wahrheit

wird aber stets bleiben, wenn man einen andern (dessen Werk man doch als Ganzes betrachten muß; siehe oben, erster Satz!) nur so beiläufig zitiert und aus diesem beiläufigen Zitat alles mögliche herausliest, grad wie's einem paßt. Das gibt zwar einen passablen Grund, einen Artikel zu schreiben, gibt aber kein Recht, verdiente Männer oder gar einen ganzen Stand zu verunglimpfen. Gewiß wollen wir nicht jedes einzelne Wort auf die Goldwaage legen (das mach ich auch nicht bei Dir; Du weißt ja, daß ich Dein

der in Oxford studiert und gelehrt hatte, wieder dorthin zurückkehrte. Volle dreizehn Jahre wirkte Father Knox in Oxford als Studentenseelsorger. Er hielt Vorträge und Exerzitien und war ein gesuchter Prediger. Fast nebenbei entstanden seine Bücher und zahlreichen Gelegenheitsschriften. Im Jahre 1939 zog sich Knox aufs Land nach Shropshire zurück. Hier schuf er in größter Zurückgezogenheit die ihm vom englischen Episkopat aufgetragene Übersetzung der gesamten Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments. Er bewältigte die Aufgabe in einer zehn Jahre dauernden entscheidungsvollen Arbeit, ganz allein, ohne einen Assistenten, eine Leistung, die an Hieronymus erinnert. Die Knox-Bibel fand rasch begeisterte Aufnahme. Der anglikanische Bischof von London stellte ihr das Zeugnis aus, er kenne keine moderne Übersetzung der Bibel, die jener von Knox an Wert gleichkomme. Der Übersetzung folgte ein zweibändiger Kommentar zum Neuen Testament, der von einer gründlichen Kennt-

nis der Heiligen Schrift und einer erstaunlichen Belesenheit der Kirchenväter zeugt.

Am 24. August 1957 starb Mgr. Knox, 69 Jahre alt, an den Folgen eines Krebsleidens. Er war zu Anerkennung für seine großen Verdienste zum Apostolischen Protonotar ernannt worden. An seiner Beisetzung nahm der englische Premierminister MacMillan, ein ehemaliger Schüler des Verewigten, teil. Kein Geringerer als der gefeierte Schriftsteller und Nobelpreisträger Evelyn Waugh widmete seinem Freunde Ronald Knox eine Biographie.

Der Schriftsteller

Es ist nicht leicht, den Schriftsteller Ronald Knox einzuordnen. Sein Werk ist von außergewöhnlicher Vielfalt. Mehr am Rand seiner schriftstellerischen Tätigkeit liegen die zahlreichen Kontrovers- und Gelegenheitsschriften, von denen viele aus der anglikanischen Zeit stammen. Schon bald nach seiner Konversion veröffentlichte Knox eine

Darstellung der katholischen Glaubenslehre unter dem Titel «Der Glaube der Katholiken». Er veröffentlichte noch selber einzelne Zyklen seiner Predigten und Exerzitien-vorträge. Zeit lebens war Knox mit kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt, ohne daß man ihn einen Historiker im technischen Sinn nennen könnte. Eines seiner originellsten Werke, an dem er sein halbes Leben lang arbeitete, ist ohne Zweifel «Enthusiasm», eine eigenwillige Darstellung der Spaltungsbewegungen in der katholischen Kirche und im Anglikanismus. Als seine bedeutendste und wohl auch wertbeständigste Leistung gilt aber allgemein seine Bibelübersetzung.

In der folgenden Nummer sollen drei Werke von Ronald Knox vorgestellt werden, die seit kurzem in deutscher Übersetzung vorliegen und bestens geeignet sind, uns den geistvollen Schriftsteller und gehaltvollen Theologen und Prediger nahezubringen.

J. St.

(Fortsetzung folgt)

Büchlein von der «Feier der heiligen Eucharistie» in unserem Südtiroler «Kirchensänger» vollständig abdrucke), daß man aber so umgeht, wie Du mit Haberl und Rehmann, finde ich nicht sehr christlich und auch überflüssig. Du müßtest doch mindestens den Kontext Deines ersten Zitates erwähnen, ferner die letzten vier Abschnitte des (recht kurzen) Artikels im «Rheinischen Merkur». Nicht wahr, das Bild wäre doch wesentlich anders? Wenn Du gar zu glauben vorgibst, man, das heißt wir Musiker, wollten «dem Westen geben, was des Ostens ist», so stellst Du uns nicht nur als recht dumm hin, sondern verdrehst die Tatsachen böseartig. Gerade der folgende Abschnitt in Haberls Artikel hat Dich ja belehrt, daß wir auch das Gegenteil nicht wollen. Eine sehr große Zeit des Kongresses in Köln war Asien und Afrika gewidmet (wie es Papst Johannes von uns wünschte), um die kirchenmusikalischen Möglichkeiten der Missionsgebiete zu studieren, damit man nicht (wieder) den Fehler macht, den außereuropäischen Völkern mit unserem Glauben auch unsere Kultur aufzuzwingen. Unsere wahre Einstellung dürfte somit in jeder Richtung klar sein.

Warum machst Du mitten in Deinem zweiten Zitat so verdächtige Auslassungspunkte? Hoffentlich nicht nur, um mit Deinem Artikel weiterfahren zu können, denn es wäre schade um die gute Sache, für welche wir ja *beiderseits* arbeiten. — Was Du von Rehmann zitierst, ist zwar «richtig», aber auch nur halb. Bitte, unterstreich in Deinem Zitat das Wörtlein «zutiefst», dann erst kommt der Sinn heraus, der ja aus dem ganzen Kontext klar hervorgeht, abgesehen davon, daß Rehmann, wie sehr oft, am Schluß seiner Ausführungen die «Mediator Dei» anführt mit ihrem berühmten Satz von der «Gemeinde, die ... zweifelsohne nicht stumm bleiben kann»!

Mein Lieber! Streiten wir uns doch nicht um Worte! Gehen wir auf das Wesen der Sache ein, und da hätten wir Kirchenmusiker unter anderem folgende Anliegen:

1. Wir wünschen keine Extreme, die ja nichts besser machen, sondern nur alles in eine gegenteilige Fehlentwicklung kehren. Wir wünschen, offen gesagt, daß bei aller «actuosen» Betriebsamkeit (leider muß man schon heute so sagen!) die innere Teilnahme am heiligen Opfer mehr gefördert wird. Daß dazu auch unsere Chorgesänge mithelfen, ist wohl jedem normalen Menschen klar. Die Kirche wünscht deshalb nirgends *nur* Volksgesang, oder?

2. Wir sind der Meinung, daß auch Volksgesang «feierlich» sein kann und soll (es fehlt hier der Platz für eine Abhandlung über den Begriff der Feierlichkeit!), wir fordern aber, daß er in künstlerisch tragbaren Formen gepflegt wird. Mag sein, daß darüber nicht Dein *parochus loci* entscheiden kann, eben deshalb hat ja Pius XII. eigens die diözesanen Kirchenmusik-Kommissionen vorgeschrieben. Gerade der Kölner Kongreß hat — bezüglich des lateini-

schen Amtes — gezeigt, wie etwa vorgegangen werden kann. Von heut auf morgen kann nicht alles kommen, aber niemand kann ohne Sünde bestreiten, daß wir Kirchenmusiker uns ehrlich bemüht haben und weiter bemühen, für die heutigen Bedürfnisse Wertvolles, künstlerisch Einwandfreies, also Liturgie-Würdiges zu schaffen. Was wir aber ablehnen, ist — nach der Forderung der «vera ars» Pius' X.! — jegliche stümperhafte Puscherei, auch wenn sie von «liturgischer» Seite kommt; denn auch hier heiligt der Zweck kein Mittel.

3. Wir wünschen alle, daß die Liturgiker nicht verächtlich auf uns herabschauen, son-

dern, den kirchlichen Weisungen gemäß (SCR Instructio n. 118), mit uns zusammenarbeiten. Es ist hier nicht der Ort, alle diesbezüglichen Klagen unsererseits vorzubringen. Doch bitte ich Dich sehr, arbeite für ein gemeinsames und ersprießliches *Miteinander* in dieser *uns allen* wichtigen Sache. Du wirst kaum Bescheid wissen darüber, was wir Kirchenmusiker schon alles beraten und versucht haben; Du wirst daher weitgehend im «Irrtum» sein. Ich bitte Dich aber, schreibe nicht wieder in einer Art, die so sehr nach «Methode» riecht.

In mitbrüderlicher Ergebenheit Dein alter
Oswald Jaeggi, OSB

Die letzten Tage des Staatsmannes Camillo di Cavour

Die italienische Zeitschrift «Orizzonti», herausgegeben von der Società San Paolo in Rom, brachte in Nummer 26 vom 25. Juni 1961 eine Würdigung des bekannten italienischen Staatsmannes, dessen Todestag sich am 6. Juni 1961 zum hundertsten Male gejährt hatte. Der Artikel stammt aus der Feder von Domenico Masse und stützt sich zum Teil auf Notizen der Nichte Cavours, Giuseppina d'Azeglio-Cavour. Der Verfasser würdigt im erwähnten Artikel die Persönlichkeit des vielgenannten Wortführers der liberalen Bewegung in einer Weise, die der Beachtung wert ist. Das Folgende ist zum Teil ein Auszug, meistens aber sinngemäße Übersetzung dieses Artikels.

Der Übersetzer

Graf Camillo di Cavour, geboren 1810 in Turin, stand zu Beginn seiner Fünfzigerjahre, als er am 29. Mai 1861 erkrankte. Es plagten ihn Schüttelfrost und Brechreiz, verbunden mit hohem Fieber. Der Arzt nahm des öftern einen Aderlaß vor, der für kurze Zeit Erleichterung brachte. In den Fieberträumen zählte der Kranke mit staunenswerter Genauigkeit all das auf, was er für Italien getan und was er noch zu tun vorhatte. Nur etwas machte ihm Bedenken: ob die Kunde von seiner Erkrankung nicht das Anleihen der 500 Millionen Lire schädigen könnte, das der Staat gerade in jenen Tagen aufnehmen wollte. Tatsächlich hatte die Kunde von der Krankheit des Staatsmannes ganz Turin in Aufregung gebracht. Die Ärzte stellten einen starken Blutandrang zum Gehirn fest, der eine teilweise Lähmung zur Folge hatte. Am 4. Juni 1861 war Cavour mit seinem Diener allein. Er gab ihm zu verstehen: «Martin, laß mich allein. Wenn es an der Zeit ist, werde ich P. Giacomo rufen lassen, den Pfarrer der Kirche „Maria von den Engeln“. Er hat versprochen, mir in den letzten Augenblicken beizustehen.»

Hier müssen wir eine Bemerkung einschalten über die viel diskutierte Religiosität des Grafen di Cavour. Der junge Cavour hatte eine Krise in bezug auf den Rationalismus durchgemacht. Was sein sittliches Leben betrifft, zeigte er bis zuletzt den schönen Frauen gegenüber (und mit Vorliebe gegen verheiratete Frauen) wenig Zurückhaltung. Und dennoch bewahrte er dem Glauben seiner Väter und insbeson-

dere der Verehrung des heiligen Franz von Sales, die in seiner frommen Verwandtschaft stets gepflegt wurde, eine große Anhänglichkeit. Die geschätzte und beliebte Großmutter Filippina ging hier mit dem guten Beispiel voran.

Man kann nicht behaupten, daß seine Religion nur Erbstück und Fassade war. Aber wenn sie auch innerlich erlebt wurde, hafteten ihr doch zwei Fehler an, die übrigens allgemein und bei der freigeistigen Renaissance im besondern vorkommen: Der erste Fehler befand darin, die Politik als vollkommen unabhängig von der Religion und ihrer Moral zu betrachten, so daß in politischen Belangen der Grundsatz von Machiavelli seine Geltung habe: der Zweck heiligt die Mittel. Dementsprechend kommen bei den kirchlichen Zensuren nur die äußeren Folgen in Frage, ohne inneren Gewissenswert. Der zweite Fehler betraf die Moral, und man hielt sich vor Gott und dem eigenen Gewissen für einen Edelmann, wenn man niemand bestohlen und umgebracht hatte und mit seinem Nächsten im Frieden lebte.

Cavour wußte wohl, daß er zufolge seiner politischen Tätigkeit sich eine zweifache Exkommunikation zugezogen hatte: die erste im Jahre 1855 wegen der Aufhebung der Klöster im Piemont und der Aneignung der Klostersgüter, die der Kirche gehörten; die zweite, die neueren Datums und gewichtiger war und von Papst Pius IX. gegen die Plünderer des Patrimoniums des heiligen Petrus verhängt wurde, da die Romagna, die Marken und Umbrien annektiert wurden. Cavour war sich ebenfalls dessen bewußt, daß er ohne öffentliche Gutmachung die heiligen Sakramente nicht öffentlich empfangen konnte (ausgenommen die private Beichte), und daß ihm bei Todesfall das kirchliche Begräbnis versagt blieb. Weil ihm aber diese doppelte Verweigerung den Anspruch auf den Namen eines Christen streitig machte, was ihm und seiner Familie sehr unbequem war (er hielt nämlich viel darauf, katholisch zu sein und es auch nach außen zu zeigen) und er nicht im Sinn hatte, den Glauben zu ver-

leugnen, hatte er rechtzeitig Vorkehrungen mit seinem Pfarrer getroffen. Dieser, ein gewisser P. Giacomo da Poirino, stach nicht hervor durch ein großes Wissen im kirchlichen Rechtswesen, und er stand auch nicht im Rufe eines Skrupulanten.

Der Graf von Salmour, einer seiner engsten Mitarbeiter, berichtet, daß er eines Tages seinen Chef Cavour strahlend vor Freude im Büro antraf. Er fragte ihn: «Camillo, du hast sicher ein glänzendes Geschäft gemacht?» — «Gewiß», gab ihm Cavour zur Antwort, «das beste Geschäft in meinem Leben. Ich habe nämlich von meinem Pfarrer das Versprechen bekommen, daß er mir beim Sterben beistehen wolle. Ich möchte eben nicht, daß es mir so ergeht wie dem armen Santa Rosa, dem die Sakramente und das kirchliche Begräbnis versagt blieben, weil er einen Widerruf nicht unterzeichnen wollte. Ich bin katholisch und will als Katholik sterben. Ich möchte auch nicht vergessen, daß meine Großmutter der Familie des heiligen Franz von Sales angehörte.»

Wir verfolgen nun wieder den Verlauf der letzten Krankheit des Staatsmannes. Am 5. Juni erklärten die Ärzte den Angehörigen, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, falls Cavour noch irgendwelche Verfügungen zu treffen hätte. «Damit wurde ich betraut», schreibt seine Nichte Giuseppina. «Ich hatte den schmerzlichen Auftrag, den Onkel auf seinen Zustand aufmerksam zu machen. Zitternd und trostlos wie ich war, fand ich keine anderen Worte als diese: ‚Onkel, P. Giacomo ist gekommen, um nach euerem Bescheid zu fragen. Wollt ihr ihn einen Augenblick empfangen?‘ Er sah mich scharf an, verstand mich, drückte mir die Hand und sagte: ‚Laß ihn kommen!‘ Dann bat er mich, ihn allein zu lassen. Die Unterredung mit dem Seelsorger dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Als P. Giacomo sich zurückgezogen hatte, hieß mein Onkel mich den Minister Farini rufen (dieser und Ricasoli schienen ihm die Fähigsten, sein ‚Erbe‘ zu übernehmen). Beim Erscheinen Farinis erklärte Cavour: ‚Meine Nichte hat P. Giacomo rufen lassen, denn ich muß mich auf den Gang in die Ewigkeit vorbereiten. Ich habe gebeichtet und habe die Lossprechung bekommen. Später werde ich auch kommunizieren. Das gute Volk von Turin muß nämlich wissen, daß ich als guter Christ sterbe. Ich bin ruhig, denn ich habe niemand etwas zuleid getan...‘

Als sich in der Öffentlichkeit die Nachricht verbreitete, der Graf Cavour werde die heiligen Sakramente empfangen, begab sich das Volk zur Kirche Maria von den Engeln, um den Priester mit dem Allerheiligsten zu begleiten. Gegen fünf Uhr abends setzte sich die Prozession in Bewegung. Bald darauf erhielt mein Onkel unter dem Schluchzen der Familie und der bekümmerten Bevölkerung die heilige Wegzehrung. Nachdem Cavour das Viatikum

empfangen hatte, dankte er dem Seelsorger mit bewegten Worten und fügte bei: ‚Ich wußte es wohl, daß Ihr, ja Ihr, mir in der letzten Stunde beistehen werdet.‘ Ganz erschöpft legte er sich dann nieder — bisher war er in sitzender Stellung —, um sich nicht mehr zu erheben.»

«Öfters während des Tages» — schreibt D'Ideville in seinem Tagebuch — «ging ich den neuesten Berichten nach. Der Verkehr der Fuhrwerke rings um den Palast Cavour hatte aufgehört, und in den Nebenstraßen hielt sich viel Volk auf, das in stillem Schweigen verharrte. Ich kehrte gegen sechs Uhr abends wieder. Soeben hatten die Ärzte den Kranken zum letztenmal untersucht. Ich stieg in die Wohnung hinauf, um mich darüber zu informieren. Im Volk hieß es, Graf Cavour hätte am Morgen gebeichtet. Als ich in die Vorhalle zu den Säulen kam, hörte man auf der Straße das Versehglöcklein läuten. Zur gleichen Zeit verließen der Markgraf di Cavour, seine Tochter Frau Alfieri und Eynardo di Cavour das Krankenzimmer und trugen eine brennende Kerze. Ohne ein Wort zu sagen, gab mir der Markgraf auch eine Kerze in die Hand. Er ging, gefolgt von seiner Familie und dem Hausgesinde, die Treppe hinunter, um im Vestibül, wie es Brauch ist, den Priester mit dem Allerheiligsten zu empfangen. Ich begleitete den Trauerzug bis zum Sterbebett. In der Mitte des Zimmers hatte man einen Altar hergerichtet. Alle knieten nieder, während der Priester die Gebete für die Sterbenden verrichtete.

Der Kranke hatte ein müdes Aussehen, aber seine Gesichtszüge waren nicht entstellt. Die Augen schienen erloschen zu sein, aber mich überraschte das gewohnte Lächeln auf seinem Antlitz. Auf die Fragen des Seelsorgers gab er mit so fester Stimme Antwort, daß ich vermeinte, es spreche für ihn sein Bruder, Markgraf Gustav. Der Klang seiner Stimme war ihm geblieben, und ich konnte manches Wort ganz gut verstehen, das er auf italienisch oder lateinisch als Antwort auf die Anrufungen des Priesters sprach. Die Hände hatte Cavour über der Brust gefaltet.

Als ich wieder hinunterstieg, traf ich im Hof und vor dem Palast das Volk, das seit dem Vormittag dort ausgeharrt hatte. Alle waren bestürzt. Man sprach gruppenweise unter sich mit leiser Stimme, indem man begierig jede Nachricht erhaschte, welche die Besucher des Kranken brachten. Leute aus dem Volke, Arbeiter, Soldaten, Leute vom Adel und einige Abgeordnete machten dieses Volk aus. Auf dem Angesicht eines jeden zeigte sich die nämliche Besorgnis und der nämliche Schmerz.

Gegen neun Uhr abends kam der König, der eine verborgene Türe und die kleine Treppe benützte, weil er der Volksmenge im Hofe, auf der großen Treppe und überall im Hause ausweichen wollte. Der Kranke begann mit ihm sofort über die aufgeschobenen Geschäfte zu sprechen. Be-

sonders erwähnte er seine große Sorge um das Problem des Südens. Als sich der König verabschiedet hatte, hielt Cavour sein bekanntes Gespräch, das mit folgenden Worten begann: ‚Das nördliche Italien wäre geschaffen. Es gibt hier keine Lombarden, keine Piemontesen, keine Toskaner und keine Romagnolen mehr. Wir sind alle Italiener. Es bleiben nur noch die Neapolitaner.‘

Dann sprach er über Garibaldi: ‚Garibaldi ist ein Edelmann: Ich möchte ihm nichts Böses antun. Er will nach Rom und nach Venedig ziehen, ich auch. Niemand eilt es so sehr wie uns beiden.‘

Am andern Morgen, es war der 6. Juni, nahm er mit Freude eine Tasse Suppe und einen Tropfen Bordeaux. Aber bald darauf — erzählt seine Nichte Giuseppina — «scholl seine Zunge an, und er konnte nur noch mühsam sprechen. Er bat mich, ich möchte ihm das Pflaster vom linken Arm entfernen, und er half mir dabei mit seiner rechten Hand, dann küßte er mich zweimal und sagte: ‚Danke, lebe wohl, liebe Kleine!‘ Auch von meinem Bruder nahm er Abschied. Der Puls nahm ab. Wir schickten nach P. Giacomo, der ihm um halb sechs Uhr die heilige Ölung brachte. Der Sterbende erkannte ihn, drückte ihm die Hand und sagte: ‚Frate, frate, die freie Kirche im freien Staate!‘ Das waren seine letzten Worte. Der Seelsorger erteilte ihm die heilige Ölung unter dem Schluchzen der Angehörigen, der Freunde und des Hausgesindes. Mein Onkel gab mir zu verstehen, daß ich ihm Eisstücklein geben solle, aber ich hatte bemerkt, daß er sie nur mit großer Mühe hinunterschlucken konnte. So tauchte ich ein Tüchlein in kaltes Wasser und benetzte damit seine Lippen. Er hatte noch die Kraft, das Tüchlein mir aus der Hand zu nehmen und es an seinen Mund zu führen, um seinen brennenden Durst zu löschen. Einige Augenblicke später — es war um 6.45 Uhr morgens — ließ uns ein zweimaliges kurzes Röcheln wissen, daß er ohne Todeskampf und ohne Schmerzen seine Seele dem Schöpfer zurückgegeben hatte.»

Graf Cavour erhielt ein feierliches kirchliches Begräbnis. Die kirchliche Obrigkeit ließ es gewähren, wollte aber der Sache nicht weiter nachgehen in der Annahme, daß P. Giacomo seine Pflicht getan habe. Erst viel später wurde dieser nach Rom gerufen, wo er dem Papst Auskunft geben mußte. Papst Pius IX. erteilte ihm eine Rüge und verlangte seine Demission als Pfarrer.

Cavour selber machte kein Geheimnis daraus, daß seine Politik, gemessen an der allgemeinen Moral, unmoralisch war. Am 8. Februar 1859 schrieb er dem sehr gewissenhaften sardinischen Gesandten Boncompagni in Florenz: «Ich bekenne Ihnen offen heraus, daß ich ein bißchen weniger gewissenhaft bin als Sie, und daß ich in politischen Dingen ein Gewissen habe, das etwas weitmaschiger ist als das Ihre. Ich

bin imstande, das Heil meiner Seele der Gefahr auszusetzen, um mein Vaterland zu retten...» Bei einer anderen Gelegenheit hat er sogar gesagt: «Mein Name, mein Ruf mögen zugrunde gehen, wenn nur Italien bestehen bleibt.» Er pflegte auch zu sagen: «Wenn wir das für uns tun würden, was wir für Italien leisten, wären wir große Schurken.»

Nebst andern Geschichtsschreibern versucht auch Saverio Cilibrizzi in seiner «Storia Parlamentare Politica e Diplomatica d'Italia» den Staatsmann Cavour zu verteidigen, wenn er schreibt: «Es gibt also eine private und eine öffentliche Moral. Damit ein unerlaubtes Mittel in der Politik zu einer gerechten Sache wird, braucht es drei Dinge: einen ehrbaren und erhabenen Zweck im Interesse des Staates; eine vollkommene Gleichgültigkeit von seiten dessen, der dieses Mittel benützt; das Gleich-

gewicht zwischen dem angewandten Mittel und dem zu erstrebenden Zweck. Nun zeigt es sich, daß diese drei Voraussetzungen zu treffen in der Handlungsweise des großen italienischen Staatsmannes.»

Mag sein. Aber die christliche Lehre ist ganz klar. Vor Gott gibt es nur eine Moral und die nämliche für alle. Und nach dieser Moral gilt auf keinen Fall: «Sunt facienda mala, ut eveniant bona.» Das will heißen, daß kein noch so guter Zweck die Mittel heiligt. Man kann höchstens zwischen zwei Übeln, für die wir nicht verantwortlich sind, das weniger schlimme wählen, sofern keine andere und bessere Lösung zu finden ist.*

(Nach Unterlagen von «Orizzonti» übersetzt von P. Gaudenz Wolf, OFM Cap.)

* Damit scheint auch die «doppelte Moral» Cavour's genügend und eindeutig gerichtet zu sein. (D. U.)

Ein Handbuch des evangelischen Gottesdienstes

(Fortsetzung und Schluß)

XVII. Bläser und Glocken

Im 8. Abschnitt des 4. Bandes¹ behandelt Wilhelm Ehmann «Das Bläuserspiel» (S. 805 bis 856).

«Nach dem Niedergang der Barockzeit ist die Blasmusik mit der Auflösung kultischer Lebensformen auf einen zweit- und drittrangigen Platz abgesunken. Bedingt durch ihr besonderes Wesen, zerfiel sie nachhaltiger als andere Gebiete der Kunst in geistliche und weltliche Bereiche... Die Nichtachtung und Zweitklassigkeit der bläserischen Kunst seit der musikalischen Klassik kommt dadurch eindringlich zum Ausdruck, daß beide Teilgebiete, das geistliche wie das weltliche, bis zum heutigen Tage durchweg von Imitationen und Arrangements gelebt hat und daß sie an den gegenwartsgestaltenden künstlerischen Auseinandersetzungen ihrer Zeit kaum beteiligt waren» (S. 806).

«Die strenge Ordnung, in der die Instrumente und ihre Spieler vom Mittelalter bis zur Barockzeit standen, legte es den einzelnen Gruppen nahe, sich scharf gegeneinander abzugrenzen und zur Rechtfertigung des eigenen musikalischen Tuns künstlerische, soziologische und religiöse (mythische) Argumente zu sammeln und stets bereitzuhalten. Das galt besonders für die Blechblasinstrumente und ihre Musiker, die an der Spitze der Musikalischen Ordnung standen» (S. 810). Es wird auch auf die beiden biblischen Instrumente und Schofar hingewiesen. Das letztere übersetzte Luther anachronistisch mit «Posaune» (so z. B. die «Posaunen von Jericho», des letzten Gerichtes usw.). Kurz wird die Geschichte des Bläsertums (S. 815—819) dargestellt, welche im evangelischen Lager zur Bildung religiöser Posaunenchor führte: «Heute spielen etwa 60 000 Bläser in den deutschen evan-

gelischen Posaunenchor...; einige freikirchliche Vereinigungen kommen hinzu» (S. 819).

W. E. gibt sodann Auskunft über das Instrumentarium des Bläusers, über die Ausbildungsfragen und über die für den Bläser geeignete Musik. Wie können die Bläser nun in die Kirchenmusik eingeordnet werden? W. E. nennt

- Das Mitspielen von Choralätzen in größeren Werken (S. 845);
- Das Mitspielen des cantus firmus in größeren Werken (S. 846);
- Die Ausführung von obligaten Stimmen in geistlichen Konzerten (S. 847);
- Die Übernahme einiger Stimmen in Motetten (S. 847);
- Die Mitwirkung in mehrchörigen Konzerten (S. 848);
- Die Verwendung als Generalbaßinstrument (S. 848).

«Das Blechblasinstrument ist seinem Wesen nach ein Freilichtinstrument» (S. 849). Deshalb ist die Blechmusik besonders angezeigt für Turmmusik und als Schreitmusik bei Ein-, Aus- und Umzügen (vgl. S. 851/852), sowie auch bei Massenveranstaltungen und Gottesdiensten im Freien. Mit der nötigen Zurückhaltung könne jedoch der Posaunenchor auch Funktionen der Orgel innerhalb des Kircheninnern übernehmen, jedoch nicht gut die Begleitung des Gemeindeganges, den er leicht hemmen oder übertönen könnte, anstatt denselben zu führen und zu unterstützen.

*

Im neunten und letzten Abschnitt des 4. Bandes berichtet Walter Reindell über «Die Glocken der Kirche» (S. 857—884). In einem «Die Glocke als Musikinstrument» betitelten Kapitel beschreibt er die physikalisch-akustische Eigenart der Glocke und

über ihren geschichtlichen Werdegang, woraus wir folgendes entnehmen:

«Asien, die Heimat des Erzgusses, ist auch das Geburtsland der Glocke, und zwar China mit seiner vollendeten Kunst der Gußtechnik und künstlerischen Formgebung... Auch Japan schuf Riesenglocken... von hervorragender Ornamentik, aber gewaltiger Schwere und völlig unharmonischer Klanggestalt... Auch Afrika kennt Glocken aus Eisen, Ägypten sogar solche aus Silber und Gold... Ägyptisch sind... auch die von außen angeschlagenen Handgriffglocken, während solche mit Innenklöppel in Indien von Priestern benutzt wurden.

Vom Ursprungsland Asien ausgehend, hat sich die Kunst des Glockengusses in mehreren Strömen über die Völkerwanderungsstraßen nach Westen verbreitet... auch an der Südküste des Mittelmeerraumes entlang muß die Glocke gewandert sein, über Karthago, das im 6. Jahrhundert Glocken nach Italien liefert, bis nach Spanien. Überall, von den Malaien bis zum bronzezeitlichen Europa findet sich die Glocke, und zwar vom Urbild, das die Natur darbot in der Fruchtschale mit den rasselnden Samenkörnern, über das Vorbild der Holztrommel mit Schlegel, bis zu den bei allen metallverarbeitenden Völkern anzutreffenden entweder aus Eisenblech geschmiedeten bzw. genieteten oder aus Eisen bzw. aus Bronze gegossenen Glocken verschiedener Größen.

Europa ist vom Norden her christianisiert worden. Iro-schottische Mönche haben mit der Kirche zugleich auch der Kirchenglocke den Weg gebahnt...» (S. 861/862)*.

Es wird auch von einer erfreulichen Zusammenarbeit der Konfessionen auf dem Gebiet der Glocken in neuester Zeit berichtet:

«Bei Kriegsende waren rund 16 000 der beschlagnahmten und abgelieferten Glocken dem Schicksal der Vernichtung entgangen. Um sie für die Eigentümer zu retten, wurde dank der Initiative der Fuldaer Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland... ein Ausschuß für die Rückführung der Glocken ins Leben gerufen. Auf Anregung des Vorsitzenden, Prof. D. Dr. Mahrenholz (evg.), wurde angesichts der einmaligen Gelegenheit, riesige Mengen von Glocken in den Lagern wissenschaftlich zu untersuchen, eine Studienkommission gebildet mit dem Ziel, ... physikalische Messungen und Magnetophonaufnahmen durchzuführen. Zur gleichen Zeit wurden kunsthistorische Forschungen hinsichtlich der Glockenzier... vorgenommen, die zur Anlage einer Glockenkartei (mit 14 000 Karten) und zur Sammlung von Gipsabdrücken des bedeutenden Glocken-

¹ *Leiturgia*, Bd. 4, Kassel, Johannes-Stauda-Verlag; Lieferung 29.

² «In den Orient wurden die (Kirchen-) Glocken im Verlauf des 9. Jahrhunderts aus folgendem Anlaß, nach Baronius, eingeführt: Die Vernichtung der Araber durch die Venetianer und ihren Dogen Ursus Patricius in Dalmatien erfreute den Kaiser von Byzanz Michael dermaßen, daß dieser zur Aussprechung seines Dankes dem Ursus den Ehrentitel eines Protospatharios des byzantinischen Thrones verlieh. Als Gegengabe sandte Ursus dem Michael zwölf ungeheure Glocken, welche dann die Byzantiner zum erstenmal auf einem speziellen Turm im Hofe der Hagia Sophia hängen sahen, von wo aus sie sich allmählich verallgemeinerten.» (Aus dem Hochneugriechischen übersetzt; *Konstantin Kallinikos*, «O christianikós Naós ká ta telúmena en aftó», 2. Auflage, Athen 1958, S. 82/83.)

schmuckes sowie der Inschriften führten. Die Ergebnisse konnten... zum *Deutschen Glockenarchiv* zusammengefaßt und im Museum zu Altona untergebracht und der wissenschaftlichen Weiterarbeit zugänglich gemacht werden. Die Auswertung des umfangreichen wissenschaftlichen Materials ließ den Plan entstehen, in einer großangelegten Veröffentlichung von kunstgeschichtlicher und kulturhistorischer Bedeutung, dem *Deutschen Glockenatlas*... vorzulegen...» (S. 865/866).

Im Kapitel «Die Glocke als liturgisches Instrument» weist W. R. darauf hin, daß schon in außerchristlichen Kulturen sowie im Alten Testament Glocken oder Glöckchen (z. B. Exodus 28, 35) eine Rolle spielten, und zwar vorwiegend mit apotropäischen (böse Geister abwendende) und prophylaktischen Vorstellungen verbunden. Der römisch-lateinische Glockenweiherritus und die entsprechende Verwendung als sog. Wetterglocke liege in derselben Linie. Von diesem letzteren Gebrauch der Glocken wollte man in der (lutherischen) Reformation nichts mehr wissen, weil man eine solche Wirkung, sei es auch auf Grund der Glockenweihegebete, zu erwarten als abergläubisch betrachtete. Da und dort wurde allerdings das Wetterläuten noch anhand der Umdeutung weiterhin geduldet, man läute, um die Gläubigen zum Gebet für die Bewahrung vor dem Unwetter zu ermahnen.

«Nahezu einheitlich ist das Bild des Glockenbrauchtums im Reformationszeitalter: vier Gruppen von Anlässen lassen sich unterscheiden:

1. Die Glocken rufen zu den Gottesdiensten: zur Messe, zur Predigt, zur Katechismusandacht, zur Mette, zur (Sonnabend-) Vesper, zur Schule.
2. Die Glocken zeigen bestimmte liturgische Vorgänge an.
3. Sie dienen dem täglichen Gebetsläuten *pro pace* (für den Frieden) am Morgen, Mittag und Abend.
4. Sie läuten beim Begräbnis» (S. 872).

Es gibt auch eine protestantische Glockenweihe, die sich in ihrem Sinn von der (lateinisch-) katholischen abheben will. Sie... «beschränkt sich im wesentlichen auf die feierliche Indienstnahme der bereits im Turm hängenden Glocken in der versammelten Gemeinde. Dieser Grundhaltung entsprechend bietet die *Agende für evangelisch-lutherische Kirchen und Gemeinden* in Band IV, 1952, die heutige gültige liturgische Ordnung an, beginnend mit der *Feier der Glockeneinholung* in festlichem Zuge von der Flurgrenze bis zum Glockenturm, wo sich die Gemeinde mit einem Lob- und Danklied versammelt, an das sich Textverlesung, Ansprache, Vaterunser, Gebet und Segen anschließen. Sind die Glocken läutefähig montiert, so folgt innerhalb der Ordnung eines Gottesdienstes die *Feier der Glockenweihe* mit Gruß, Vorspruch 1 Tim 4, 5, Verlesung von 1 Kor 13 und Lk 10, ... Vaterunser, Weiheformel etwa in der Fassung: *„So erklinge jetzt die Glocke, liturgische Bezeichnung der Glocke“*, während

sie läutet: *„Die Inschrift kündigt...“ „So sei denn diese (Name) Glocke dem Dienste Gottes und seiner Kirche geweiht. Im Namen † des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“* Mit einem Liede der Gemeinde nimmt der Gottesdienst seinen Fortgang» (S. 875).

W. R. tritt auch ein für die Erhaltung bzw. Wiedereinführung einer differenzierten Läuteordnung, wodurch die Gemeinde, je nachdem welche Glocke und in welcher Weise geläutet wird, unterscheiden kann, wofür es geschieht.

«Werden mehrere Glocken, zumeist kleineren Ausmaßes als die Glocken des Geläuts», und zwar eine größere Anzahl in der Folge der Tonleiter «angeordnet, um mit kleinen Metallhämmern manuell oder auch maschinell bespielt zu werden, so spricht man vom *Glockenspiel*. — Bereits das 9. Jahrhundert n. Chr. hat dieses Instrument entwickelt, und wiederum waren es die mönchischen Gießer..., die es als erste herstellten und durch mühsames Aufsteilen der Gußglocken intonierten... Im 18. und

19. Jahrhundert schwindet das Interesse am Glockenspiel. Schlechte Besoldung der Spieler führt zum Verkauf oder rein mechanischer Einrichtung zahlreicher Spiele... Noch immer sind Nordfrankreich und die Niederlande die klassischen Länder des Glockenspiels mit etwa je 70 Spielen in Holland und in Belgien. Dann folgt Amerika, wo das Glockenspiel dank seiner Beliebtheit nahezu in Konkurrenz zum Kirchengeläut steht. In der übrigen Welt ist die Zahl der Glockenspiele wesentlich geringer, erfährt aber beispielsweise in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg eine fühlbare Steigerung» (S. 883/885).

Karl Hofstetter

³ Im griechisch-byzantinischen «Großen Eucharologion» ist kein Formular für die Glockenweihe vorhanden; auch nicht im Rahmen des Formulars für die Konsekration einer Kirche; vgl. die Ausgabe von Saliveros, Athen 1961; alle früheren katholischen oder orthodoxen Ausgaben sind vergriffen. — Im byzantinischen Ritus werden die meisten liturgischen Gegenstände durch den ersten gottesdienstlichen Gebrauch geweiht.

Ein «Nein» zur Annäherung zwischen den Kirchen

MOSKAUER PATRIARCHAT GEGEN ENTSENDUNG VON BEOBACHTERN ZUM VATIKANISCHEN KONZIL

Die Pariser Zeitung «La Croix» veröffentlichte dieser Tage den vollständigen Wortlaut eines Artikels in der letzten Nummer der Zeitschrift des Moskauer Patriarchats unter dem Titel: «Non possumus.» Er ist nicht unterzeichnet und befindet sich auch nicht im offiziellen Teil der Zeitschrift. Alles läßt jedoch darauf schließen, daß diesem Artikel doch ein offiziöser Charakter zukommt. Es wird darin der Standpunkt vertreten, das Patriarchat betrachte das Konzil als eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, weil «sich der Apostolische Stuhl in Rom als Zentrum der katholischen Wahrheit und der kirchlichen Einheit betrachte.» Es lägen bis heute keine Anzeichen vor, die darauf schließen ließen, daß Rom auf diese Ansprüche verzichtet. «Diese Ansprüche hätten aber schon 1869 die orientalischen Patriarchate veranlaßt, die Einladung von Papst Pius IX. zum Vatikanischen Konzil zurückzuweisen.»

Rom, schreibt die Zeitschrift weiter, versuche nun, die Schwierigkeiten zu umgehen und die Teilnahme von Beobachtern zu erwirken. Kardinal Bea, Präsident des Sekretariates für die Einheit der Christen, habe im März dieses Jahres einem Journalisten des «Giornale del Popolo» gegenüber erklärt, daß Beobachter des Moskauer Patriarchats willkommen seien, wenn das Patriarchat in dieser Hinsicht die bezüglichen Schritte unternehmen werde. Diese Möglichkeit beantwortet die Zeitschrift mit einem kategorischen und endgültigen «Nein» und legt dafür folgende Gründe dar: «Die Erklärungen von Kardinal Bea zeugen von der absoluten Macht, die Rom für sich beansprucht. Aus diesem Machtstreben heraus wurden auch die Dogmen geschaffen, die Rom von der eigentlichen Weltkirche abspalteten. Auch muß man mithin zur Kenntnis nehmen, daß das Konzil zu einem Zeitpunkt einberufen wird, da die Welt in zwei Teile gespalten ist und der Rüstungswettlauf andauert. Das Konzil ist auch nicht imstande, über die Gegensätze unserer Zeit hinweg, der Welt den Frieden zu kündigen. Außerdem gibt es zahlreiche historische, poli-

tische und psychologische Gründe, die darauf schließen lassen, daß das Konzil, unter dem Deckmantel des Christentums, politische Zwecke verfolgen will. Dies bedeutet weder Feindseligkeit noch Gleichgültigkeit gegenüber der Sache der Einheit, sondern lediglich eine Ablehnung der römischen Bedingungen bzw. der von Rom verstandenen Einheit. Wir sind schon deswegen damit nicht einverstanden, weil Jesus Christus, vor seinem Eintritt in das öffentliche Leben, die Versuchung Satans, der ihm alle Macht zu Füßen legte, zurückwies. Durch seine Auferstehung erschien er der Welt als die göttliche Liebe. In seiner Kirche herrscht er nicht über die Seelen der Gläubigen. Er umschlingt sie mit dem Band der Liebe, im mystischen Leib der Kirche.»

P. Wenger, Chefredakteur der «La Croix», kommentiert den Artikel und macht darauf aufmerksam, daß die Verfasser im Namen der ganzen orthodoxen Kirche sprechen wollen. Man wisse jedoch, daß Patriarch Athenagoras von Konstantinopel eine gänzlich andere Haltung einnehme. Aus den Beschuldigungen politischer Art ersehe man nur zu deutlich, daß die russisch-orthodoxe Kirche — mit oder gegen ihren Willen — in die Fußstapfen des Kommunismus getreten sei. P. Wenger verweist dann auf die wahre Haltung Papst Johannes' XXIII. und schreibt: Wo findet sich hier der Wille zur Macht oder das Nachgeben in der Versuchung zur Macht? Die Berufung auf den Text von Matthäus in der Frage des Papsttums ist höchstens eine Reminiszenz an den Groß-Inquisitor; die Literatur, so genial sie auch sein mag und trüge sie auch die Züge Dostojewskijs, bietet der heutigen Menschheit nicht das wahre Antlitz des Papsttums dar — jenes Antlitz, das sich heute den Menschen offenbart. «Wir halten auch die Hoffnung aufrecht, daß das nicht das letzte Wort der russisch-orthodoxen Kirche sei. Wir hoffen, daß unsere orientalischen Brüder in ihrem Glaubensgut andere Bilder und Symbole finden werden, um das Papsttum darzustellen. Das wird ihnen gewiß nicht schwer fallen.»

K. P.

Die Kirche im «Land der tausend Seen»

ERSTE PRIESTERWEIHE SEIT DER REFORMATION IN FINNLAND

Im September dieses Jahres wird zum erstenmal nach der Reformation in Finnland eine Priesterweihe erteilt. Bischof Cobben von Helsinki wird in der Marienkirche der finnischen Hauptstadt dem jungen Dominikaner Martti Voutilainen das Sakrament der Priesterweihe spenden. Gleichzeitig mit dieser Priesterweihe feiert der einzige einheimische katholische Priester Finnlands, Mgr. Adolf Carling, sein goldenes Priesterjubiläum. Diese Nachricht hat den Blick auf die katholische Kirche Finnlands gelenkt, das nach einer überaus reichen katholischen Vergangenheit, die ihre höchste Blüte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebte, Schweden in die Reformation folgte. Am Ende des Mittelalters zählte «das Land der tausend Seen» über 600 Pfarreien und nicht weniger als sechs Klöster, die jedoch alle eingezogen wurden, als König Gustav Vasa von Schweden dem Land das Luthertum einführte.

Jede Religionsausübung außer der lutherischen wurde seit der Reformation verboten. Erst im Jahre 1781 wurde diese Intoleranz aufgehoben, nachdem Gustav III. von Schweden dem Lande wieder freie Religionsausübung gewährt hatte. Nach fast einem Jahrhundert unter russischer Herrschaft wurde 1917 die Republik Finnland errichtet, und alle Religionsgemeinschaften in dem neuen Staatsgebiet wurden der Staatskirche gleichgestellt. Absolute Religionsfreiheit erhielten sämtliche finnischen Staatsbürger jedoch erst ein paar Jahre später, und damit setzte eine für die katholische Kirche günstige Entwicklung ein.

Als Finnland im Jahre 1917 selbständig wurde, mußte auch eine neue Regelung für die dortigen wenigen Katholiken gesucht werden, von denen die meisten russischer oder polnischer Herkunft waren und die bis dahin dem damaligen ausgedehnten Erzbistum Mohilev unterstellt waren. 1920 wurde das Apostolische Vikariat Finnland errichtet und die ganze Seelsorge gleichzeitig den Herz-Jesu-Priestern aus Holland übertragen. Finnland zählte damals nur etwas über 300 Katholiken, und es gab nur zwei kleine Kirchen: die 1860 in der finnischen Hauptstadt errichtete St.-Henriks-Kirche sowie eine Kapelle in Viipuri (Wiborg).

Auf Jahre mühsamer Aufbauarbeit folgte für Finnland mit der allgemeinen Krise der dreißiger Jahre in Europa eine schwere Periode. Noch schwieriger wurde die Lage, als im Dezember 1939 der Winterkrieg mit Rußland ausbrach. Im Jahre 1941 führte das kleine Finnland zum zweitenmal Krieg mit seinem großen russischen Nachbarn, der für die kleine katholische Kirche den Verlust von zwei Pfarreien in Karelien, nämlich Terijoki und Viipuri, zur Folge hatte. Die vertriebenen Katholiken verstreuten sich über ganz Finnland, wodurch für die seelsorgliche Betreuung noch weitere Schwierigkeiten entstanden.

Die junge Republik Finnland und die dortige katholische Kirche sind gleichsam Hand in Hand gegangen: beide haben schwere Verluste erlitten, aber beide haben die Verluste überstanden und sind völlig wiederhergestellt. Durch die Geschehnisse der letzten vierzig Jahre ist die Kirche in Finnland langsam herangewachsen. Heute beträgt die Zahl der Katholiken etwas mehr als 2250 bei einer Gesamtbevölkerung von rund 4,5 Millionen. Im März 1955, als Finnland die 800-Jahr-Feier der Christianisierung des Landes beging, wurde das Apostolische Vikariat zum

selbständigen Bistum, mit Sitz Helsinki, erhoben. Der überwiegende Teil der Katholiken wohnt in der Hauptstadt, während die übrigen in den drei Pfarreien Turku (Abo), Tampere und Jyväskylä zusammengefaßt sind. Nur in den genannten größeren Zentren kann sich annähernd ein Pfarreileben entwickeln, während die übrigen Katholiken, über das ganze Land hin verstreut, vielfach getrennt voneinander und von der Kirche leben, so daß die Arbeit des Priesters wirkliche Diasporaarbeit ist. Etwa zwanzig Priester — hauptsächlich holländische Herz-Jesu-Priester — leiten die Seelsorge. Im Jahre 1950 gründeten französische Dominikanerpatres auf Wunsch des Heiligen Stuhles in Helsinki ein Informationszentrum unter dem Namen «Studium Catholicum», das zu einem bedeutsamen Faktor in der Repräsentation des Katholizismus gegenüber gebildeten Kreisen Finnlands geworden ist. Seit 1956 geben die Patres eine zweisprachige Zeitschrift «Documenta» heraus, der gerade in Finnland, wo die Bevölkerung in zwei Gruppen gespal-

tet ist — eine finnisch-sprachige Mehrheit und eine schwedisch-sprachige Minderheit — große Bedeutung zukommt. In der finnischen Hauptstadt leiten außerdem amerikanische Schwestern vom Kostbaren Blute eine angesehene Schule, die einzige katholische Schule des Landes, die über 400 Schüler zählt.

Seit nahezu drei Jahrzehnten leitet Bischof G. Cobben, SCJ, das Bistum Helsinki, das ganz Finnland umfaßt. Bischof Cobben hat sozusagen selbst die ganze Entwicklung mitgemacht. Er kam 1925 als junger Missionar nach Terijoki an der russischen Grenze — heutzutage russisches Gebiet —, um die finnische Sprache zu lernen. Später wurde er nach Viipuri und Turku versetzt. Als der erste Apostolische Vikar im kleinen finnischen Staate, Bischof Buckx, im Jahre 1934 seinen Hirtenstab niederlegte, ernannte Papst Pius XI. P. Cobben zu dessen Nachfolger. Bischof Cobben hat es verstanden, nicht nur die ihm anvertraute kleine Herde unverletzt durch alle Schwierigkeiten zu führen, sondern auch ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen der finnischen Staatsregierung und der katholischen Kirche aufzubauen. Der finnische Staat unterhält seit 1942 als einziger Staat im skandinavischen Raum diplomatische Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl.

K. P.

Im Dienste der Seelsorge

Die himmelschreiende Sünde in Zahlen

Im diesjährigen Bettagsmandat nennen die schweizerischen Bischöfe die schamlose Ausbeutung der ausländischen Gastarbeiter durch skrupellose Zimmerverleiher einen eigentlichen Skandal. Dazu als kleine Illustration ein paar Beispiele, und zwar nicht aus einer Stadt, wo die Verhältnisse besonders schlimm sind, sondern aus einer noch ziemlich ländlichen Ortschaft mit 4000 Einwohnern. Von den 1000 Katholiken sind etwa die Hälfte ansässige, die andere Hälfte sind Fremdarbeiter. Bei seinen Besuchen hat der Ortspfarrer u. a. folgende Wohnverhältnisse angetroffen:

— In einem alten Bauernhaus wohnen im Erdgeschoß und im 1. Stock etwa 20 Italiener. Das Mobiliar ist ungenügend. Pro «Bett» (von richtigen Betten kann man nicht in allen Fällen sprechen) werden monatlich Fr. 35.— bis 60.— bezahlt. Der Vermieter streicht für dieses Haus schätzungsweise jährlich Fr. 10 000.— bis 12 000.— ein.

— In einem ehemaligen Fabriksaal, der in Räume unterteilt wurde, wohnen 20 Per-

sonen. Pro Bett wird Fr. 40.— bezahlt (ohne Heizung). Wenn zwei in einem Bett schlafen, was auch vorkommt, bezahlen sie dafür Fr. 55.—. Die Jahreseinnahmen betragen hier schätzungsweise Fr. 9000.— jährlich.

— In einem andern alten Bauernhaus wohnen 24 Personen, von denen jede Fr. 30.— bis 32.— bezahlt. (In einem Zimmer von 5×6 m stehen beispielsweise fünf Betten.) Die Vermietung dieses Hauses bringt jährlich etwa Fr. 9000.— ein.

Die Fremdarbeiter reklamieren im allgemeinen nicht, da sie sonst eine Kündigung befürchten. Die Vermieter nützen darum oft die Notlage der Fremdarbeiter aus. Das Bettagshirtschreiben sagt zu solchen Fällen: «Der Ausbeutung hilflos ausgeliefert, müssen diese Leute verrohen und schließlich den Glauben an die Ideale der Freiheit und Gleichheit völlig verlieren. Wenn sie in ihre Heimat zurückkehren, werden sie verbitterte Vorkämpfer der Weltrevolution sein statt Kündiger jener Menschlichkeit und Brüderlichkeit, mit der wir Schweizer uns oft so gerne brüsten.»

C U R S U M C O N S U M M A V E R U N T

Kaplan Karl Schürmann, Beinwil bei Muri

In der sonntäglichen Morgenfrühe des 20. August 1961 hat in der Klinik St. Anna in Luzern der göttliche Meister seinen treuen Diener Karl Schürmann, Kaplan in Beinwil (Freiamt), nach 46jährigem priesterlichem Wirken heimgerufen. Wenige Tage zuvor hatte er sich bei seinem Prinzipal, mit dem er in idealer amtsbrüderlicher Verbundenheit 22 Jahre zusammengearbeitet hatte, abgemeldet, um sich einer Operation zu unter-

ziehen. Er empfahl sich seinen Mitbrüdern und Gläubigen ins Gebet und hoffte, bald wieder an seinen Wirkungsort zurückkehren zu können. Man brachte ihn aber am 21. August als Toten zurück. Ganz im Geiste des Verstorbenen hatte der Ortspfarrer dessen Beerdigung angeordnet: Schulkinder und Erwachsene schritten in langen Reihen zur Kommunionbank. Der hl. Opferfeier ging die Totenfeier voraus, wobei Amtsbrüder und Volk gemeinsam die Psalmen beteten, die trostvollen Lesungen anhörten und die zu-

kunftsreichen kirchlichen Totenlieder sangen. Treffend zeichnete Dekan Johann Winiger in seinem Kanzelwort das Lebensbild des Heimgegangenen.

Karl Schürmann wurde am 13. April 1889 in Künten (AG) als siebtes von zehn Kindern geboren. Schlichte, tieffromme Bauersleute waren seine Eltern. Zeitlebens hat er nur mit größter Ehrfurcht und Liebe von ihnen gesprochen. Eine ebenso große und vorbildliche Liebe verband ihn stets mit seinen Geschwistern. Nachdem er die heimatliche Volksschule und die Bezirksschule in Bremgarten besucht hatte, kam er ans Gymnasium der Väter Kapuziner in Stans. Theologie studierte er in Luzern und in Freiburg i. Br. Am 16. Juli 1916 empfing er durch Bischof Jakobus Stammler die heilige Priesterweihe, auf die er sich mit jener Freude und Gewissenhaftigkeit vorbereitete, die er von Haus aus mitbekommen hatte.

Sein Priesterwirken begann Karl Schürmann als Vikar in Würenlingen bei Pfarrer Burkard Rosenberg. Von 1919 bis 1926 war er Pfarrhelfer in Baden unter Stadtpfarrer Albert Karli. Dieser hatte seine priesterliche Arbeit einst in Beinwil begonnen, wo sein treuer Pfarrhelfer sie beschließen sollte. In Baden lag eine große Last auf den Schultern des jungen Priesters, der ohnehin gesundheitlich kein Riese war. Mit größtem Eifer und mit der durch die Priesterweihe verliehenen und gewissenhaft ausgenutzten Gnade wirkte Pfarrhelfer Schürmann sehr segensreich. Sein Andenken ist in Baden und besonders bei seinen geliebten Kolpingssöhnen noch heute lebendig. Die folgende Tätigkeit als Kaplan in der mehr bäuerlich ausgerichteten Gemeinde Sarmentorf unter Dekan Anton Kaufmann (1926—1929) befriedigte ihn sehr und stärkte auch seine Gesundheit wieder, so daß er es 1929 wagte, die kleine, auf gesunder Bergeshöhe gelegene Pfarrei Bellikon anzunehmen, die er zehn Jahre als guter Hirte betreute. Im Jahre 1939 zog er hinauf an den Lindenberg, um dort die Kaplanei am Grabe des heiligen Burkard zu übernehmen. Einen passenderen Posten hätte er wohl nicht finden können als hier bei seinem priesterlichen Vorbild, dem heiligen Burkard. Da durfte er noch 22 Jahre überaus segensreich wirken, hochgeachtet und geliebt von den Mitbrüdern und dem Volk als ein *Burcardus redivivus*. Auf dem Priesterfriedhof zu Beinwil, über den die wuchtige Gestalt des heiligen Burkard seine segnende Hand ausbreitet, ruht nun Kaplan Schürmann seit dem 23. August an der Seite seines ersten Prinzipals, Pfarrer Burkard Rosenberg. Gott sei sein ewiger Vergelter.

J. S.

Pfarresignat Magnus Vogel, Egg (ZH)

Nach schwerem Leiden erlöste am 23. Juli 1961 der Tod Resignat Magnus Vogel von seinen Schmerzen, die er seit einem Jahr vorbildlich und gottergeben getragen hatte. Die Wiege des Heimgegangenen war in Leinau bei Kaufbeuren in einem tiefchristlichen Haus gestanden, wo Magnus Vogel am 28. Januar 1887 das Licht der Welt erblickte. Die Vorsehung führte ihn zu den Benediktinern von Sarnen, bei denen er die humanistischen Studien machte. Nachher kam er ans Priesterseminar von Chur. Am 19. Juli 1914 erteilte ihm Bischof Georgius Schmid die Priesterweihe. Ein Jahr darauf wurde Magnus Vogel Vikar in Wald (ZH). Schon nach zwei Jahren (1917) übergab ihm der Bischof diese Missionspfarre in Zürcher Oberland. Am 4. Februar 1933 übernahm Pfarrer Vogel die Seepfarrei Männedorf, die einst der spätere Bischof Leonhard Haas als erster Seelsorger von Zürich aus betreut hatte. Als sein schwach gewordenes Herz die Mühen der

Pastoration bis auf die Höhen des Pfannenstiels nicht mehr vertrug, zog er sich 1950 ins Priesterheim Egg zurück. Dort leistete er, erst Kanonikus Anton Bolte und hernach dem derzeitigen Ortpfarrer Hermann Würsch, willkommene Dienste für die Wallfahrt, solange seine Kräfte aushielten. Seine entseelten Überreste wollte er in seiner bayrischen Heimat begraben wissen. Bevor seine

Leiche nach Leinau übergeführt wurde, hielten die Pfarreien des Zürcher Oberlandes, in denen er einst gewirkt hatte, Egg, Männedorf und Wald, Trauergottesdienste. Der Verstorbene hatte der Zürcher Diaspora ein Priesterwirken von 47 Jahren geschenkt. Der göttliche Hohepriester reiche ihm dafür die «Merces magna nimis», den ewigen Lohn.

F. H.

NEUE BÜCHER

Winklhofer, Alois: Traktat über den Teufel. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, 1961, 299 Seiten.

Winklhofers «Traktat über den Teufel» entbehrt nicht der Aktualität. Beim Anblick des Hasses und der Verachtung Gottes, wie sie sich heute kundgeben, beim Anblick der ungeheuerlichen Greuelthaten der letzten Zeit, drängt sich ernsteren Geistern unwillkürlich die Frage auf, ob dahinter nicht eine übermenschliche böse Macht stecke. Anders die große Masse; für sie ist der Teufel nur ein Hirngespinnst. In seinem «Traktat über den Teufel» geht es dem gelehrten Verfasser nun darum, darzulegen, daß der Teufel eine furchtbare Realität sei, mit der nun einmal zu rechnen ist. Was der Verfasser uns bietet, ist eine vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand, beginnend mit der Erschaffung der Engel, mit der Darlegung ihrer Natur, des Sündenfalls mancher Engel, und dann die Entfaltung der teuflischen Macht in dieser Welt und ihre Überwindung durch den menschengewordenen Gottessohn darzustellen. Bei Beantwortung so mancher Fragen, die sich hier stellen und bei denen die Theologen auseinandergehen, bekennt sich der Verfasser zu den thomistischen Lösungen, aber ein kurzer Hinweis, daß es auch andere haltbare Beantwortungen gibt, hätte den Wert des Werkes nicht beeinträchtigt. Auch gewisse ungenaue, überspitzte Formulierungen wollen nicht recht gefallen: zum Beispiel, wenn gesagt wird, daß Tod und Sünde identisch sind; «er (der Tod) ist ein Widerspruch im Sein des Menschen» (S. 86); wenn vom Glauben gesagt wird: «Er ist die erste Gnade, die Christus vermittelt» (S. 54), oder von der Taufe, «sie sei eine Äußerung eines neuen heiligsten Lebens» (S. 219), wo doch die Taufe die Ursache dieses Lebens ist. Doch solche Aussetzungen nehmen dem Werke keineswegs seinen großen Wert, besonders auch, da es vorzüglich geeignet ist, den Menschen wieder eindringlich zum Bewußtsein zu bringen: «Euer Widersacher, der Teufel, geht herum wie ein brüllender Löwe und versucht, wen er verschlingen könne» (1 Pet 5, 8).

Raphael Mengis

Aufblick zum Herrn. Zwiegespräch mit dem Erlöser. Von einem Mönch der Ostkirche. Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte ein Mönch des Klosters Chevetogne. Luzern, Räber-Verlag, 1961, 150 Seiten.

Dieses Buch enthält 46 Betrachtungen über das Leben Jesu. Es sind Gedanken, die ein ungenannter Mönch der Ostkirche während seines langen Aufenthaltes in Palästina auf den Wegen Jesu gehend gemacht und aufgezeichnet hat. Ein Mönch des Klosters Chevetogne hat sie dann ins Deutsche übertragen. Wenn man dieses Buch zum erstenmal in die Hand bekommt, öffnet man es mit Vorurteilen. Man denkt an trockene welt- und lebensferne Meditationen. Das Gegenteil ist der Fall. Einmal sind diese Betrachtungen auf solider Exegese aufgebaut. Sie behandeln in schlichter, aber überzeugender Sprache das Leben Jesu nach den vier Evangelien. Die Betrachtungen sind Zwiegespräche in angenehmer Kürze, oder besser gesagt, demütiges und

vertrauensvolles Reden mit Jesus dem Erlöser. Dabei spricht der orientalische Mönch zu Jesus, was jeder andere religiöse Christ der Gegenwart Jesus sagen und fragen würde. Auch fühlt sich der besinnliche Leser von Jesus selber angesprochen, so daß es ihn drängt, immer wieder die Heilige Schrift des Neuen Testaments zu lesen. Man kann dieses Betrachtungsbuch Seelsorgern, Ordensleuten und Laien nur warm empfehlen. Es schafft persönliche Kontakte mit dem Erlöser und bietet wertvolle Gedanken für Predigt, Katechese und Bibelunterricht.

Conrad Biedermann

Pitsch, Friedrich: Meine Heimat: Die Bibel. Predigten für die Sonntage und Feste des Kirchenjahres. 1. Glaube. Aschaffenburg, Paul-Pattloch-Verlag, 1961. 304 Seiten. Zürich, Christiana-Verlag.

Der Verfasser singt in der Einführung das berechnete Lob der Schrift und weist auf ihre Verwendung in der Predigt hin. In seinen Erklärungen hält er die Ordnung des Kirchenjahres ein, ohne sich aber streng an die liturgischen Texte zu halten, was bis zu einem gewissen Grad enttäuschen könnte. Immer führt er seine Homilie mit einem lebendigen Beispiel ein und entwickelt sie dann in drei zusammenhängenden Punkten.

Ein Predigtbuch darf nie kopiert werden. Es soll Anregung geben, was das gegenwärtige Werk in neuer, anziehender Weise tut.

Dr. P. Barnabas Steiert, OSB

Bertsche, Leopold: Leben aus der Liebe. Besinnliche Erwägungen über die Gottesliebe. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker, 1960, 157 Seiten.

Was der bekannte Verfasser hier vorlegt, sind keine Abhandlungen, sondern einzelne

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion:

Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Dr. Joseph Strümann
Professoren an der Theologischen Fakultät
Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion,
Manuskripte und Rezensionsexemplare
sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20

Für Inserate, Abonnemente und
Administratives wende man sich an den
Eigentümer und Verlag:

Räber & Cie. AG.
Buchdruckerei, Buchhandlung
Frankenstraße 7—9, Luzern
Tel. (041) 2 74 22

Abonnementspreise:

Schweiz:
jährlich Fr. 19.—, halbjährlich Fr. 9 70
Ausland:
jährlich Fr. 23.—, halbjährlich Fr. 11 70
Einzelnummer 50 Rp.

Insertionspreise:
Die einspaltige Millimeterzeile oder deren
Raum 19 Rp. Schluß der Inseratannahme
Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128

Aussprüche über die Liebe zu Gott. Eine köstliche Sammlung, teils offenbar aus dem Reichtum des Verfassers selbst geformt, teils geschöpft aus den besten Werken der aszetischen Literatur. Die gute Einteilung und das ausführliche Verzeichnis geben dem Büchlein überdies den Wert eines kleinen Nachschlagewerkes über dieses unerschöpfliche Thema.

Karl Schuler

Schraner, Anton: Das Kreuz im Schatten der Fabrik. Einsiedeln, Waldstatt-Verlag, 1961, 173 Seiten, 46 Bilder aus dem Bau der Kirche und dem Leben der Pfarrei.

Das jüngste Werk des unermüdeten Pfarrers A. Schraner will ein Gedenkblatt sein zum 25jährigen Bestehen der Diasporapfarrei Luchsingen im glarnerischen Hinterlande, deren Werden und Wachsen geschildert werden. Der Verfasser, der zweite Seelsorger dieser jungen Pfarrei, schöpft bei seiner Darstellung aus dem offenbar gut verwalteten Pfarrei-Archiv, zumal aus dem von Anfang an vorhandenen Pfarrblatt, aus den Protokollen und der einschlägigen Korrespondenz aus der Zeit der Gründung der Pfarrei. Nach der Glaubensneuerung in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts war im Glarner Hinter- oder Oberland auf mehr als auf drei Jahrhunderte hinaus nur noch ein kleiner Rest von Katholiken übriggeblieben, die die staatlich anerkannte Pfarrei Linthal bildeten. Mit dem Aufblühen der Industrie im ganzen Lande wäh-

rend des 19. Jahrhunderts ließen sich in der Nähe der Fabriken immer mehr Katholiken nieder, besonders junge Italienerinnen, die in den Textilfabriken arbeiteten. Dieser Zustrom von Katholiken ermöglichte zunächst die Gründung der Pfarrei Schwanden zwischen Glarus und Linthal und führte endlich auch zur Errichtung der Pfarrei Luchsingen, die heute fünf zwischen Schwanden und Linthal gelegene politische Gemeinden umfaßt, nämlich Luchsingen, Leuggelbach, Diesbach, Hätzingen und Betschwanden. Der Ausgangspunkt für diese Pfarrei wurde das Mädchenheim der Firma Hefli in Luchsingen, in dessen Hauskapelle der Italiener-Seelsorger des Landes monatlich mindestens einmal Gottesdienst hielt und die heiligen Sakramente spendete. Der weite Weg, den die zahlreichen Katholiken dieser Gemeinden teils nach Schwanden, teils nach Linthal zu machen hatten, legte den beiden pflichtbewußten Seelsorgern schon vor dreißig Jahren den Gedanken an eine neue Pfarrei nahe, und so wurde bereits 1931 von Pfarrer und Domherr Eigel von Schwanden in Luchsingen ein günstig gelegenes Haus als künftiges Pfarrhaus erworben. Der eigentliche Initiator aber für die Errichtung einer eigenen Pfarrei wurde Fabrikdirektor Heinrich Künast in Hätzingen, der energisch und geschickt die Leute sammelte, die Geldsammlung organisierte, die Verhandlungen mit der bischöflichen Kurie in Chur und mit den bestehenden Pfarreien aufnahm und

führte, so daß bereits 1936 Heinrich Berni aus der zürcherischen Diaspora als erster Pfarrer installiert werden konnte. Diesem klugen und seeleneifrigen Priester oblag dann der Bau eines würdigen Gotteshauses sowie der innere Aufbau und Ausbau des kirchlichen Gemeindelebens, ein Werk, das seit dem ersten Adventssonntag 1954 der Verfasser dieser Gedenkschrift mit der ihm eigenen Unternehmungskraft weiterführt.

P. Theodor Schwegler, OSB

Kurse und Tagungen

Luzerner kantonale Priesterkonferenz

Jahresversammlung: Montag, den 23. Oktober 1961, um 10.15 Uhr im Hotel «Union» in Luzern. Die hochwürdigen Herren Confratres werden gebeten, sich dieses Datum vorzumerken und sich für die Teilnahme freizuhalten. Das Programm wird allen Mitte Oktober zugestellt werden.

Priesterexerzitien

im St.-Johannes-Stift in Zizers (GR) vom 6. bis 10. November 1961. Exerzitienmeister: P. Rupert Haungs, OSB, Erzabtei Beuron.

Thronende

Madonna

gotisch, Holz, vergoldet, Höhe 120 cm.

Verlangen Sie unverbindliche Vorführung.

Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, Basel, Tel. (061) 354059 oder (062) 27423.

Warum nicht jetzt schon

daran denken oder daraufhin die Mittel zusammensparen, um einen längst gehegten Wunsch zu erfüllen, nämlich einen neuen Osterkerzenleuchter anzuschaffen? Der alte, stark hergenommene und wackelige Leuchter hat seinen Dienst getan. Für 1962 dürfte er einem schönen, würdigen Stück Platz machen. Wir haben eine reiche Auswahl. Bitte besichtigen Sie bei Gelegenheit unser Lager oder lassen Sie sich Bild mit Offerte zukommen.

J. Sträßle, Kirchenbedarf, Tel. (041) 23318, Luzern.

Haushälterin

die viele Jahre in geistl. Hause tätig war, sucht Stelle in ein Pfarrhaus, evtl. auch Kaplanei. Zu erfragen unter Chiffre 3599 bei der Expedition der «SKZ».

WEINHANDLUNG

SCHULER & CIE.

SCHWYZ und LUZERN

Das Vertrauenshaus für Maßweine u. gute Tisch- u. Flaschenweine
Telefon: Schwyz Nr. (043) 3 20 82 — Luzern Nr. (041) 3 10 77

Beispielbuch zum katholischen Katechismus

2. Ergänzungsband zum katechetischen Handbuch von Alfred Barth. Ln. Fr. 20.60.

Der Rahmen ist weiter gespannt als das enge Gebiet der Schulkatechese. Bewußt ist Rücksicht genommen auf die Verwendung in Oberschulen, Berufsschulen, Jugendstunden, Predigten, Erwachsenenkatechesen, ja selbst auf die Verwendung im Raum der christlichen Familie. Die Beispiele sind zum größten Teil aus der Geschichte genommen, daher mit Namen, Daten und Literatur bezeichnet.

BUCHHANDLUNG

RÄBER & CIE. AG, LUZERN



CLICHÉS GALVANOS STEREOS ZEICHNUNGEN RETOUCHEN PHOTO

ALFONS RITTER+CO.
Glasmalerg. 5 Zürich 4 Tel. (051) 25 24 01

Berücksichtigen Sie bitte bei Ihren Einkäufen unsere Inserenten

Stehende

Madonna mit Kind

gotisch, Holz, bemalt, Höhe 150 cm.

Verlangen Sie unverbindliche Vorführung.

Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, Basel, Tel. (061) 35 40 59 oder (062) 2 74 23.

Die Kirchgemeinde Schupfart (AG) bietet einzeln oder gesamthaft

3-4 elektrische Heizkörper als mehrjährige Okkasionen

an. Beschaffenheit: Propellerapparate von ca. 105 cm Länge mit Wärmelamellen. Leistung 9 Kw — Spannung 220—380 V. Geeignet für kleine Kirchen, Kapellen oder Vereinslokale.

Jos. Schibig

Holzbildhauerei

Steinen SZ

Tel. (043) 9 34 39

Alle Bildhauerarbeiten, Restaurationen



Schreibstube Luzern geführt vom Luz. Kath. Jugendamt Habsburgerstraße 44 Tel. (041) 3 71 23

Vervielfältigungen Schreibarbeiten

Jurassische Steinbrüche

Cueni & Cie. AG Laufen Tel. 061 89 68 07

liefern vorteilhaft:

Altäre, Taufsteine, Boden- und Trittplatten
in Kalkstein, Marmor und Granit.

Biblische Studienreisen 1962

unter fachkundiger Führung

ÄGYPTEN und SINAI

(4. Wiederholung) vom 3. bis 18. März 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Rainer Stadelmann, Ägyptologe, Heidelberg.

Zürich—Kairo mit Swissair. 16 Tage. Preis Fr. 2095.—

HEILIGES LAND

drei Studienreisen (21., 22. und 23. Wiederholung):

1. Reise vom 22. April bis 7. Mai 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Universitätsprof. Dr. Ernst Jenni, Basel,
2. Reise vom 29. April bis 14. Mai 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Josef Pfammatter, Chur,
3. Reise vom 30. September bis 15. Oktober 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Pfarrer Walter von Arburg, Alterswilen (TG),

16 Tage, wovon 14 volle Tage im Orient (Libanon, Syrien, Jordanien, Israel). Zürich—Beirut und Tel Aviv—Zürich mit Swissair. Preis Fr. 2070.—

Ausgezeichnete Hotels, anerkannt hervorragende Organisation, vorbildliche Führung. Referenzen stehen zu Diensten.

Ausführliche Programme, Anmeldeformulare und Auskünfte von der Geschäftsstelle des

Interkonnessionellen Komitees für biblische Studienreisen
St.-Karli-Quai 12, Luzern, Tel. (041) 2 69 12.

Paramente

in reicher Auswahl, Caseln in römischer und gotischer Form, Pluviale, Alben, Chorröcke, Stolen. Alles vorrätig oder auf Bestellung zu haben bei:

J. Sträble, Kirchenbedarf,
Tel. (041) 2 33 18, Luzern.

Orgel

8 Register, nach dem Urteil des Experten klanglich und mechanisch gut, wird wegen Platzmangels für die Kirchenchormitglieder gratis abgegeben. Abnehmer übernimmt die Kosten der Demontage. Interessenten mögen sich umgehend melden beim Katholischen Pfarramt Landquart (GR).

Diarium missarum intentionum

zum
Eintragen der Meßstipendien
In Leinen Fr. 3.80
Bequem, praktisch, gutes Papier
und haltbarer Einband

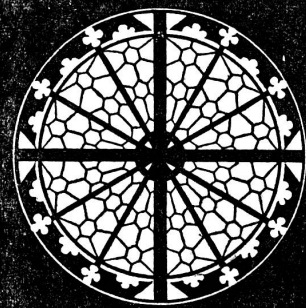
Ⓜ RÄBER-VERLAG LUZERN

Meßweine, Tisch- u. Flaschenweine

empfehlen in erstklassigen und
gutgelagerten Qualitäten

GÄCHTER & CO.
Weinhandlung Altstätten

Geschäftsbestand seit 1872 Beidigte Meßweinlieferanten Tel. (071) 7 56 62



Kirchenfenster
Vorfenster
Renovationen

H. R. SÜESS-NÄGELI Kunstglaserei

Dübendorfstraße 227, Zürich 11/51

Telefon (051) 41 43 88 oder 41 13 36

Verlangen Sie bitte Offerten oder Vorschläge!

Das Pustet-Brevier

Solange Vorrat ist von der ersten Auflage ab Lager lieferbar:

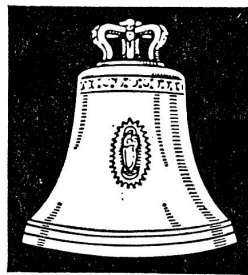
Ausgabe in schwarzem Kunstlederband mit Farbschnitt Fr. 154.—

Vorbestellungen zur Lieferung innerhalb der nächsten drei Wochen können noch angenommen werden auf:
Ausgabe in schwarzem Lederband mit Goldschnitt Fr. 226.—

Ausgabe in schwarzem Ziegenlederband mit Rotgoldschnitt Fr. 253.50.

Sichern Sie sich noch rechtzeitig das schöne, neue Pustet-Brevier.

Buchhandlung Räber & Cie. AG, Luzern



seit 1367

Glockengießerei H. Rüetschi AG., Aarau

Kirchengeläute

Neuanlagen

Erweiterung bestehender Geläute

Umguß gebrochener Glocken

Glockenstühle

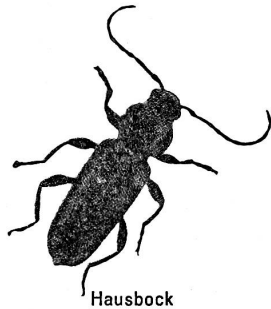
Fachmännische Reparaturen

M. F. HUGLER, Industrieabfälle-Industrierohstoffe,
DÜBENDORF Tel. (051) 85 61 07

Wir kaufen zu Tagespreisen

Altpapier aus Sammelaktionen

Sackmaterial zum Abfüllen der Ware stellen wir gerne zur Verfügung. Material übernehmen wir nach Vereinbarung per Bahn oder per Camion.



Merazol

schützt Holz vor

Hausbock
Holzwurm
Fäulnis

Beratung in allen Holzschutzfragen unverbindlich und kostenlos

Emil Brun Holzkonservierung Merenschwand/Aarg. Telefon (057) 8 16 24

Gesucht

Pfarreihelferin

mit kaufmännischer oder ähnlicher Bildung. Antritt sofort oder nach Übereinkunft. Anmeldung ist zu richten an das Kath. Pfarramt Frauenfeld.

Frohe Tochter, gesetzten Alters, sucht Stelle als

Haushälterin

in Pfarrhaus. Suchende ist durchaus selbständig und kann gut kochen. Gute Behandlung erwünscht. Eintritt nach Übereinkunft. Offerten erbeten unter Chiffre 3596 an die Expedition der «SKZ».

Gesucht wird treue, selbständige

Haushälterin

zu geistlichem Herrn. Offerten unter Chiffre 3595 befördert die Expedition der «SKZ».

Selbständige Tochter gesetzten Alters sucht für sofort oder nach Übereinkunft

Stelle

in Pfarrhaus. — Offerten unter Chiffre 3598 an die Expedition der «SKZ».

Gesucht

2 Küchenmädchen

Speiserestaurant Emilio, Locarno

Meßwein

sowie in- und ausländische

Tisch- u. Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer, Bremgarten

Weinhandlung

Telefon (057) 7 12 40

Vereidigte Meßweinlieferanten



heimgartner paramente fahnen

HEIMGARTNER+CO. WILSG TEL. (073) 6 03 27

Die letzten Mannborg- Harmoniums

gelangen bei uns zum Verkauf! Dem Zuge der Zeit folgend, ist die Fabrikation dieser berühmten Instrumente in andere Hände übergegangen. Ihre Konstruktion erfährt eine Änderung mit Preiserhöhung.

Original- Mannborg- Harmoniums

in der bisherigen, beliebten und bewährten Bauart nur noch solange Vorrat ab Fr. 920.—.

hug

Verlangen Sie heute noch unsere für Sie kostenlose, unverbindliche Offerte.

Musikhaus Hug+Co. Zürich 1

Füßlistraße Telefon (051) 25 69 40

Bei Bedarf verlangen Sie unverbindliche Kostenvoranschläge über

Elektr. Kirchenglockenläutmaschinen (System MURI)
mit geräuscharmer Steuereinrichtung

Modernste Präzisions-Turmuhren (System MURI)

Revisionen, Neuvergolden von Zifferblättern. Umbau bestehender Turmuhren auf voll-elekt. Gewichtsaufzug. Zeitschalter mit Wochenprogrammsteuerung. Programmschalter, Glockenspielapparate usw. Referenzen und Auskünfte durch die Spezialfirma

JAKOB MURI SURSEE Telefon (045) 4 17 32 oder 4 22 50

Vertretung und Servicestelle in der Ostschweiz **R. Egli**, Dipl. Elektro-Installateur, **Zuckenriet SG**

